

Zwei Streiks und ihre Folgen

Mit der Arbeiterfrage war ich, wenigstens theoretisch, schon auf der Hochschule in Beziehung gekommen. Das Studium der Lebenshaltung von Arbeiterfamilien, die Untersuchung der Freiburger Wohnungsverhältnisse, die Beteiligung an Enqueten über die Lage der Wirtshausangestellten usw., Aufgaben, auf die mich Ferdinand Buombergers Statistisches Seminar geführt hatte, waren durchaus geeignet, mein Interesse an der Arbeiterfrage zu wecken. Dazu kam, daß ich als Sekretär von Beck einen weiteren Schuß ins Soziale bekam. Es war die Zeit, da er noch energisch mit Greulich, Brandt und Genossen im Schweizerischen Arbeiterbund zusammenarbeitete, jenem eigentümlichen Konglomerat von sozialistischen und katholischen Organisationen, Krankenkassen usw., von dem aus bei bewußter Führung die schweizerische Arbeiterbewegung ein ganz eigenes nationales Gepräge hätte bekommen können. Beck kritisierte scharf den Kapitalismus und fand harte Worte, die den damaligen Zuständen kräftig zu Leibe gingen.

Es war also für mich daher ganz selbstverständlich, daß man sich auf die Seite der Arbeiter stellen mußte. Dazu kamen die Erlebnisse eigener Not, das tiefe Mitgefühl für alle Leidenden, das ich von meiner Großmutter und Mutter geerbt hatte. Ich war also ausgesprochen vorbereitet, in der Arbeiterfrage leidenschaftlich Stellung zu nehmen. Was ich an Nationalökonomie in mich aufgenommen hatte, war ein so hilfloses und lebensfremdes Durcheinander von Theorien und einem Wust von praktischen Gedächtnis-Tatsachen, daß ich aus jenem Wissensbereich kein Gegengewicht gegen gefühlsmäßige Haltung nehmen konnte, zumal ja auch in der Arbeiterfrage ein elendes Einerseits — Anderseits mehr verwir-

rend als klärend die nationalökonomische Schule jener Zeit kennzeichnete. Dazu befand man sich noch in der Zeit allgemeinen Aufschwunges der Wirtschaft, während die leitenden Leute engsten liberalen Gedankengängen verfallen waren. Was ich aber an Philosophie gehört hatte, hing als leeres Gedankengebäude so in den Wolken, daß ich es als eine wahre Erlösung empfand, Ideen aufs Wirkliche angewendet zu finden. Und dessen befeißigte sich ja der Sozialismus seit Marx in hervorragendem Maße. Ob diese Ideen die richtigen waren, das zu erkennen war für mich (und hunderttausend andere) um so schwerer, als eben zahllose von jenen Leuten, die auf die „richtigen“ Ideen pochten, in sozialen Dingen eine zweifelhafte Figur machten. Die Heilige Schrift sprach davon, daß man die Kinder Gottes an ihren Werken erkennen sollte. Die Taten der Menschen aber, die sich auf sie beriefen, widersprachen ihren Theorien. Diese aber von ihren Vertretern zu trennen, ist jungen Menschen und dem einfachen Volke äußerst schwer.

Zu jener Zeit, als ich mich in das Meer der Ereignisse des Lebens zu stürzen begann und zu allem mit leichter Feder irgend eine Stellung fand, brach in Wil ein Streik der Holzarbeiter aus. Er betraf, so viel ich mich erinnern kann, vor allem Altarbaufirmen. Diese Kombination war natürlich besonders niedlich. Das Lokal, in dem sich die Streikenden versammelten, war der „Adler“, eben jene Wirtschaft, wo ich in den fetten Tagen des Monats zu Mittag zu essen pflegte. Ich sprach mit den Streikenden, gab natürlich sofort auch in meinem Blättchen die Tatsache des Streiks bekannt und war bald den ganzen Tag mit ihnen. Bald war der christlich-soziale Sekretär Eisele da, bald kam ein sozialistischer Sekretär von Zürich her und beide wirkten einträchtig zusammen. Ich konnte als zugewandter Ort an allen Sitzungen teilnehmen und las,

um die langen Streiktage auszufüllen, mit jenen, die nicht Streikposten standen, allerhand Sachen, bald wirtschaftlicher Natur, bald schögeistige Sachen: mit einem Wort, ich war mit Leib und Seele bei diesem Streik dabei und hatte meine helle Freude, als der Erfolg sich auf die Seite der Arbeiter neigte.

Inzwischen war es nicht verborgen geblieben, daß der Redaktor des „Wiler Bote“ mit den auffälligen Schreinergefehlen ein Herz und eine Seele war, und dieser Ruf trug weder zu steigender Achtung meiner Person in den Augen der bürgerlichen Wiler, noch auch zu jenem wachsenden Abonnentenzahlen der Zeitung bei. Es war mit einem Worte wieder etwas Unerhörtes, das ich mir da leistete. Dem allem ging der Geruch meiner Gohäuer Abenteuer voran. Der Verleger machte diese und jene Bemerkung, die ich sehr deplaciert fand und über die ich leicht hinwegging, weil ich merkte, daß eigentlich auch er in den damaligen Kreisen des tonangebenden Wil keine Rolle spielte.

Es muß im Saale des Schwanen gewesen sein, im selben Saale, wo irgend eine Schmiere eine Woche lang Kabale und Liebe und Magda spielte und meine innersten Gefühle in Wallung brachte. Dort trat also an einem Sonntag Hermann Greulich auf.

Schon sein Äußeres machte mir einen mächtigen Eindruck. Der graue, wallende Bart über dem hochgeschlossenen, einfachen Arbeiterrock, die zerarbeitete, mächtige Stirne, das wohltemperierte Organ, das er zu handhaben wußte. Nüchtern und trocken legte Greulich zunächst an Hand von Zahlen, die er von Zeit zu Zeit seinem Notizbüchlein entnahm, die kapitalistische Entwicklung in der Schweiz dar, schilderte die Lage der Arbeiter, nicht etwa sentimental, sondern einfach ihre Rolle in diesem Entwicklungsprozeß erklärend, wie nicht sie die Revolutionäre seien, sondern wie sie in die wirt-

schaftliche Revolution, die der Liberalismus gemacht habe, ganz gegen ihren Willen hineingezogen worden seien. Aber man könne sich jetzt nicht mehr auf den Boden der Arbeiter von Anno dazumal stellen, die die Maschinen zerschlagen hätten. Man müsse sich auf den Boden der Tatsachen stellen. Und diese Tatsachen seien für die Arbeiter günstig, auch wenn sie gegenwärtig noch schändlich ausgebeutet würden. Sie brauchten sich nur zu organisieren und eines Tages werden sie, nicht von heute auf morgen zwar, aber mit der Zeit ein maßgebender Faktor werden im Politischen, wie namentlich im wirtschaftlichen Leben. Dazu müßten sie sich gewerkschaftlich und genossenschaftlich organisieren. Und er schloß dann mit einem feurigen und hinreißenden, doch immer sachlich unterbauten Appell an die Vernunft der Arbeiter, die eigentlich gar nichts anderes täten, was die ersten Eidgenossen auch getan hätten.

Diese Rede machte mir einen mächtigen Eindruck. Ich fand mit dem besten Willen nichts Unchristliches in diesen Ausführungen. Im Gegenteil: ich hatte ja schon in Freiburg gehört, daß die Organisation der Arbeiter eine Notwendigkeit sei.

Täusche ich mich nicht, so habe ich im „Wiler Bote“ über die Rede Greulichs referiert und wahrscheinlich in einem Sinne, wie er einem konservativen Blatte kaum angestanden haben mag. Ich war so hingerissen, daß ich persönliche Fühlung mit Greulich suchte und mit ihm bis Winterthur fuhr, wo ich dann den Abend bei meinem Freunde Luther verbrachte, mit Winterthurer Theaterleuten die halbe Nacht durchschwärmend. Ihn hatte es von Freiburg nach Winterthur verschlagen, bevor er den Weg ins Deutsche Reich fand.

Der Weg von Wil nach Winterthur mit Greulich war nur zu kurz. Ich konnte an Beß anknüpfen, und Greulich erzählte mir, wie der Arbeiterbund geworden sei, und was er bedeute und war freundlich und väterlich und natürlich, obwohl er Na-

tionalrat war, und setzte sich keineswegs aufs hohe Ross, sondern war ein Mensch wie andere Menschen.

Raum war ich am folgenden Tag mit heißem Herzen und auch etwas heißem Kopfe nach Wil zurückgekehrt, so lag eine neue Streikbotschaft vor, die in der Folge für mich besonders bedeutsam wurde. Das war der Bericht vom Rorschacher Gießerstreik.

Seit einiger Zeit standen die Gießer bei Amstutz & Levy im Streik und plötzlich brach die Revolte los: sie schmissen die Scheiben der Bude ein und der st. gallische Regierungsrat bot Militär auf. Große Aufregung allenthalben. Dem Redaktor des „Wiler Bote“ schlug aber das Herz mehr für die Gießer als für die bürgerliche Ordnung. Er las mit mehr Glauben die Berichte der Gewerkschaftsblätter und des „Volksrecht“ als jene der bürgerlichen Zeitungen. Er verurteilte auch im Herzen den jungen Anwalt nicht, den man damals als den Rädelsführer bezeichnete: Johannes Huber. Alles in allem: der Rorschacher Gießerstreik trieb mich noch mehr auf die Seite der Arbeiter. Es handelte sich für mich nicht um Sozialismus oder Nicht-Sozialismus, sondern in Frage stand die Besserstellung der Arbeiter in einer Zeit, da die Wirtschaft durchaus in Blüte stand und wo keine der heutigen Störungen irgendwie sichtbar war. Noch hatten wir das mächtige Ventil des Exportes für unsere Wirtschaft. Es leuchtete mir ein, daß der Arbeiter in zunehmendem Maße an der vor sich gehenden Bereicherung unseres Volkes teilhaben sollte.

So sah es in meinem Innern aus, und es war klar, daß es bei dieser Einstellung eine zwiespältige Angelegenheit war, eine stöckbürgerliche Zeitung zu schreiben und aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen.

Damals meinte ich, es wäre jetzt der Moment gekommen, wo sich die christlichsozialen Arbeiter politisch von den Kon-

servativen lösen sollten. Eine auf dem Boden der christlich-sozialen Ideen stehende Arbeiterbewegung müßte gerade im Kanton St. Gallen ein mächtiges Echo finden, wenn sie sich der bürgerlichen Bindungen entschlagen würde. Ich sah es kommen, daß sonst die sozialistische Bewegung die demokratische Partei, in der viele Arbeiter standen, sprengen würde, und man stände vor den gleichen Konstellationen, wie sie sich schon in Bern, Zürich und anderswo zeigten, wo der Sozialismus bereits gewisse Posten zu besetzen begann. Der erste Sieg in dieser Richtung war, so viel ich mich glaube zu erinnern, die Wahl Bernhard Kaufmanns zum Bezirksanwalt in Zürich, die Wahl von Emil Walter in den Winterthurer Stadtrat usw. Diese meine Auffassungen fanden allerdings bei den Leuten, denen ich sie vortrug, kein Verständnis. Einmal war ich unter anderm bei Baumberger, der gerade in Brüllisau in Ferien weilte, und trug ihm meine Gedanken vor. Er schüttelte den Kopf und meinte, der Sozialismus werde im Kanton St. Gallen nie Boden finden. Das Volk sei zu vernünftig und zu real denkend. Der Sozialismus sei etwas für die großen Städte, aber nicht für kleine Ortschaften und namentlich nicht für das Stickergebiet. Heinrich Scherrer sehe das auch ein und mit solchen Sozialisten, wie der einer sei, könne man immer zusammengehen. Und als ich ihm beweisen wollte, daß die Arbeiter auf Grund ihrer Interessen, die den bürgerlichen entgegenständen, doch zusammenstehen müssen, da meinte er: „Im Politischen ist es gerade so wie sonst auf dieser buckligen Erde: Das Meer frißt das Land und das Land verdrängt wieder Meer, und doch ist alles eine wunderbare Harmonie.“

Ich konnte mit dieser poetischen Analogie herzlich wenig anfangen; denn es war für mich ein verflucht kleiner Trost, daß man den einen, nämlich den Starken und Vermöglichen,

den Schwachen, Kleinen und Armen solle auffressen lassen. So hatte es Baumberger auch nicht gemeint. Ich aber sah in seinem Ausdruck einen Verlegenheitsausdruck gegenüber der anhebenden Sammlung der Arbeiter. Möchte Baumberger mit seiner weltgeschichtlich richtigen Betrachtungsweise auch im Rechte sein: flügge gewordene junge Menschen sind mit solchen Reflexionen nicht zu halten. Sie drängt's nach Lösungen.

So las ich denn mit mehr und mehr Hingebung sozialistische Zeitungen und sozialistische Schriften, deren Geradlinigkeit und Unkompliziertheit mich beeindruckte. Dazu fühlte ich durch meine schlechte wirtschaftliche Lage nur zu deutlich, wie es dem Arbeiter zumute sein mußte. Obwohl ich noch immer auf christlichem Boden stand, hatte ich doch mehr „proletarisches Empfinden“ in mir, als wohl heute die Mehrzahl jener „klassenbewußten“ Arbeitervertreter, die halbe oder ganze Herren geworden sind und aus der Interessenvertretung ein Geschäft für sich machen, an dem auch die Arbeiter in etwa beteiligt sind. Und ich habe auch heute jenes Empfinden noch nicht verloren und fühle mich bei einfachen Leuten wohler und angepaßter, als bei solchen, deren Vornehmheit nur auf dem Geldsack beruht, und bei denen aller Eßen und Enden der innere Prolet doch nur schlecht durch Tract und Smoking oder ein noch so prunkhaftes Palais verdeckt ist; habe freilich inzwischen auch gelernt, daß das Bejahren oder gar Herausfehren des Proletenhaften beim Arbeiter etwas ebenso Ekelhaftes, Kulturwidriges ist, wie das Prokentum oder die Knitterei gewisser Kreise, die sich vornehm wähnen. Könnte man die vernünftigen Arbeiter und die anständigen Reichen an einen Karren spannen und auf diesem alle andern zum Reichtum führen, so stände es besser weitum in der Welt.

Aber ich mußte solche Einsichten auf allerhand Umwegen bitterer Erfahrungen finden. Andern mag es leichter gehen,

bis sie gescheit werden; ich würde deswegen doch mit keinem tauschen. In Wil aber und vor beiläufig dreißig Jahren war ich in Sturm und Drang. Eine Klärung nötigte sich auf, und sie kam auf einem Wege, den ich nicht vorausjah.

Und auch der war keine Annehmlichkeit.

Eine schwere und segensreiche Demütigung

Während ich so mit mehr Eifer als Umsicht und mit mehr Leidenschaft als Besonnenheit ins öffentliche Leben hineingewuchs und alles durch die Brille des Zwanzigjährigen betrachtete, bei dem das Herz bekanntlich eine größere Rolle spielt als der Verstand, war ich immerhin der kühlen Wissenschaft nicht ganz untreu geworden.

Ich muß zwar ehrlich gestehen, daß es mich sehr schwer ankam, die freie Zeit, welche mir die Redaktion des „Wiler Bote“ ließ, auf das Studium von Staatsrecht, Handelsrecht, Finanzwissenschaft, Statistik, Nationalökonomie und dergleichen zu verwenden. Aber dennoch büffelte ich mit Macht. Ich mußte die Zeit nützen, hatte ich doch die ausnahmsweise Bewilligung erhalten, vor Ablieferung der Dissertation, an der ich noch arbeitete, die mündliche Prüfung für den Dr. rer. pol. in Freiburg abzulegen.

An Hand der Kollegienhefte, eigener und fremder, machte ich mir Auszüge und repetierte auf weiten Spaziergängen. Kleinwächter und Philoppovich wurden durchgearbeitet, der trockene Eheberg begleitete mich eine Zeitlang überall hin — mit einem Worte, ich war überaus fleißig. Ich wollte um jeden Preis mein Studium beenden.

Mehr als früher spürte ich in manchen Fächern das Trockene und mangelte die zusammenfassende Uebersicht. Schien

mir eine Sache klar, so wurde sie mir unklar, wenn ich mir die Definition überlegte: mit einem Worte, viele Dinge waren für mich nicht lebendig, hingegen irgendwo als Begriffe, mit denen ich nichts anfangen konnte. Fand ich in der theoretischen Nationalökonomie noch eine gewisse Ueberschau und Ganzheit, so verwirrte mich die Fülle der Ansichten und er-mangelte ich des festen Standpunktes, von dem aus ich hätte gehen können. Es waren eigentlich doch nur Fetzen, aus denen ich kein ganzes Kleid zu machen verstand. Schaute ich erst auf die Ueberfülle des Gedächtnismaterials, das sich in der praktischen Nationalökonomie häufte, so war's mir wirklich, als ginge mir ein Mühlrad im Kopfe herum. Es war ein recht unbehaglicher Zustand während dieser Vorbereitung auf ein Examen, und irgend eine Freude an dem Stoff kam nicht auf.

Dann und wann ging ich über einen Sonntag an den Bodensee, immer dann, wenn das Geld langte, das ich etwa nebenbei durch Vorträge verdiente.

Meine Pilgerfahrten zum Bodensee hatten ihren wohlweislichen Grund. Meine künftige Frau war nämlich inzwischen von Freiburg wieder an die Gestade des Schwäbischen Meeres gezogen. Weite Spaziergänge über Wartensee den Rorschacherberg hinan, gelegentlich auch ein kleines Fährtlein nach Lindau oder Friedrichshafen, wo wir ein Bier tranken und zu kräftigem Schwarzbrot Butter und Kräuterkäse vertilgten, oder auch nur kleine Ausflüge von Platten bei Staad aus über die Seelassen oder ein Gang zum Altenrhein, wo es Nußgipfel mit Ameisen und Most gab, waren unsere Sonntagsfreuden, die immer allzufrüh zu Ende gingen. Wir schmiedeten Pläne, wie es „später“ sein werde, die Bäume nickten dazu im Wind oder schüttelten die Köpfe. Vielleicht war's nur der Wind, der sie bewegte. Mit nicht ganz gutem

Gewissen fuhr ich meistens bei St. Gallen vorbei; denn meine Mutter sah meine Bodenseepilgerschaft nicht gerne.

In Wil erwartete mich immer wieder die Aufgabe an der Zeitung, der Zwiespalt im Herzen zwischen Zuneigung zum völligen Einsatz für die Arbeiterschaft und der leidigen Pflicht, zu verdienen und dazu noch die Vorbereitung auf das Examen. Der Sorgen nicht zu gedenken, die eigentlich das Kleinste waren: mir schien trotz alldem der Himmel blau und das Leben aussichtsreich, wenn ich auch weniger als je irgendwo einen Anhalt und eine Hilfe hatte.

So gingen Monate hin. Ich weiß nicht genau, wie lange ich in Wil war. Es ist auch ganz gleichgültig; auf jeden Fall waren es nur Monate und sicher bei weitem nicht zwölf.

Irgendwie mußte ich aus meinem Zwiespalt heraus. Ich konnte nicht mehr bürgerliche Politik machen, ich mußte sehen, selbständig zu werden auf irgendeinem Wege, um unabhängig von anderen Menschen meinen Weg zu bahnen, so wie er mir recht schien.

Zuerst aber mußte das Examen gemacht werden. Ich meldete mich an und der Termin wurde bestimmt.

Woher ich die Gebühren pumpte, das weiß ich nicht mehr. Aus den laufenden Mitteln konnte ich sie nicht beschaffen: item, ich brachte sie zusammen, fuhr ein paar Tage vor dem Examen nach Freiburg, studierte bis zum letzten Moment, im Zuge, nachts im Bett, noch am Morgen unmittelbar vor dem Examen das eine oder andere nachlesend, wo mir eine Lücke aufzutauchen schien. Alles wußte ich nicht — aber ich war doch so beschlagen, daß ich vieles wußte.

Es ist mir, als sei es gestern gewesen.

Oben am grünen Tisch sitzt der Dekan der Fakultät, Graf Gleispach, mit einem feierlichen Barte. Er ist jetzt in Berlin Strafgesetzkompententer für die NSDAP. Ringsum saßen die

Professoren der Fakultät, mit denen ich zu tun hatte: Oser, Lampert, Kostanecki mit seinem beglähnten Schmallopf und so weiter. Gegenüber dem Dekan saß ich, cand. rer. pol.

Nie werde ich die erste Frage vergessen. Sie war sehr freundschaftlich gemeint und offenbar sollte sie mich gutmeinend aus meinem Gedankenbereich hinüberleiten in den Examensbereich: Was für Gewerkschaftsrichtungen gibt es in Deutschland? Kostanecki rollte das r sehr scharf und sprach das g beim ung deutlich aus, als ob man ihn sonst nicht verstehen würde.

„Was für Gewerkschaftsrichtungen gibt es in Deutschland?“

Die Frage kam schon zum zweitenmal. Ich stotterte. Ich wußte es schon, das war die — wie hieß sie nur — wie hieß sie nur? ... Philippovich ... Es sind drei ...

„Nun, Sie wissen doch die Gewerkschaftsrichtungen, die Hirsch-Duncker'sche und dann — und dann —“

Natürlich, das war die Hirsch-Duncker'sche gewesen. Wie konnte ich auch das nicht wissen! Warum habe ich die vergessen? Und warum weiß ich jetzt die andern beiden nicht, ich weiß sie doch ... Philippovich ...

Mir ging's rund im Kopfe herum. Bei der zweiten Frage dachte ich immer noch an die erste und konnte mich nicht konzentrieren, und so geschah's, daß ich bald die Fragen überhaupt nicht mehr verstand. Es kam mir der kalte Schweiß und ich sah das Kopfschütteln der Professoren, die mir doch gutgesinnt waren.

„Wollen Sie nicht vom Examen zurücktreten? Sie sind doch ganz verwirrt?“ sagte einer, ich glaube, es war Gleispach.

Ich sagte nein, ich wolle Examen machen. Denn es mußte doch sein, es mußte sein. Da war die Mutter, die auf ein Te-

legramm wartete, und das Geld, das ausging, ich konnte nicht länger da sein ...

Das Examen ging weiter. Bundesstaatsrecht. Alles im gleichen Stil. Ich hörte die Fragen am Ende gar nicht mehr, saß da wie ein elender Tropf.

Was ist das für ein unerträglicher Schmerz im Rücken? denke ich mir. Wie das lange geht, ewig! Ich kann kaum mehr sitzen.

Handelsrecht, Kommanditgesellschaft. Ja, du bist natürlich schon durchgeflogen. Warum fragen sie denn noch immer weiter. Ich weiß es ja schon. Sie sollen's doch einfach sagen!

Kostanecki fragt Statistik. Gesetz der großen Zahl. Ja, Georg von Mayr ... wenn man im Winter im Schnee einen Weg bahnt, so wird er breiter, indem ... Ich weiß nichts.

Direkte und indirekte Steuern. Maischraumsteuer, Maischraumsteuer? Nein, wirklich, das hätte ich nicht gewußt, auch wenn ich's gewußt hätte ...

„Herr Kandidat —“ Gleispach spricht. Mit dem habe ich nichts zu tun. Ich wache auf.

„Herr Kandidat, Sie haben das Examen nicht bestanden, es steht Ihnen frei, es zu wiederholen.“

Kostanecki kommt mit mir hinaus. „Was hatten Sie nur?“, sagt er zu mir. Ich weiß es nicht. Ach, ich habe solche Rückenschmerzen, denk ich mir und geb ihm die Hand. „Haben Sie nur Mut fürs nächste Mal“, sagte er noch.

Ich kann kaum aufrecht gehen. Studienkameraden erwarten mich draußen. Wie ist's gegangen? „Durchgefallen, gänzlich, laßt mich in Ruhe.“

Gegenüber der Universität liegt mein Zimmer. Ich werfe mich aufs Bett und schlafe ein. Es ist später Nachmittag, wie ich erwache, elend und zerschlagen, immer dieser Schmerz im Rücken, oben zwischen zwei Wirbeln. Was ist das? Ich sende

meiner Mutter ein Telegramm: „Erfolglos“. Gehe zurück ins Zimmer, packe ein, zahle, mit dem Nachtzug reise ich ab.

Elf oder zwölf Jahre später.

Längst dachte ich nicht mehr, je in ein Examen zu steigen. Ich hatte mir meinen Weg gemacht ohne akademischen Titel und dies und das geschrieben und dem einen oder andern in akademischen Dingen einen guten Rat gegeben. Da kam eines Tages Hans Schorer zu mir, der jetzt Professor in Freiburg war. Zur Zeit meines Durchfalles war er gerade Privatdozent geworden. „Sie sollten doch noch promovieren“, meinte er, als wir zusammensaßen. „Da haben Sie gerade eine Arbeit geschrieben für den Verein für Sozialpolitik, die würde sich sehr eignen als Dissertation... Und für Sie ist ja das Mündliche wirklich eine Kleinigkeit.“

Sollte ich, sollte ich nicht?

Eine Zeitlang hatte ich früher noch daran gedacht, die Scharte auszuwehen. Aber dann war der akademische Fimmel in Arbeit untergegangen, und wirklich dachte ich nicht mehr daran, wenn ich auch noch einige Semester in Zürich belegt gehabt hatte. Im Grunde genommen hast du ja das nicht mehr nötig.

Aber ich sagte zu, erfüllte die Formalitäten, und habe in meinem sechsunddreißigsten Altersjahr noch promoviert, mitten im Krieg.

Damals aber, Anno 1905 oder 1906, war's für mich ein ungeheurer Schlag. Jetzt wollte ich — als durchgefallener Examenskandidat — schon gar nicht mehr in eine bürgerliche Redaktion zurück. Jedes Prestige war zum Teufel. In Wil einigte ich mich mit Frey-Fischer, daß ich nicht mehr käme, ich weiß nicht unter welchem Vorgeben. Ging nach St. Gallen

zu meiner Mutter und sagte ihr, sie solle nicht mutlos werden. Ich finde schon wieder einen Ausweg. Und ich fand ihn dann auch. Wie, das wird man gleich erfahren.

Zurückschauend aber muß ich sagen, daß es ein großes Glück für mich war, jenes Examen so glatt zu verfehlen. Nun mußte und wollte ich erst recht auf diesem Gebiete weiterarbeiten. Nun gerade mußte ich zeigen, daß mit mir doch etwas los war. Und ich schrieb drum bald diese oder jene Abhandlung, die bemerkt wurde, so eine erste auf Anregung von Decurtins über die Italienerfrage in der Schweiz und dies und das, über die Wohnungsfrage in der Schweiz und so weiter. Wäre das glückliche Unglück nicht gekommen, wer weiß, ich hätte mir vielleicht, wie die meisten es tun, gedacht, ich hätte ja nun meinen wissenschaftlichen Ausweis und brauche nicht mehr weiter zu arbeiten; so aber arbeitete ich fort bis dorthin, wo man über die eigene Arbeit skeptisch wird und sieht, wie wenig wir wissen können und daß alles eitel und Lückenwerk ist.

Blick nach innen

Will man Künftiges in diesen Erinnerungen verstehen, so ist es notwendig, daß ich hier verborgene Kammern meines Herzens öffne und von Dingen spreche, an die man sich vor andern zu rühren meistens scheut. Die Scheu mag berechtigt sein; denn es gibt eben immer Menschen, die auf dem hohen Roß der Selbstgerechtigkeit sitzen. Genau besehen, ist es aber kein Roß, sondern ein Esel, der nicht vorwärts kommt. Das Leben geht an ihm vorbei, und weil es sich an ihm vorbeibewegt, meint er, er laufe selber, und der Mann, der auf ihm sitzt, eben auf diesem Esel der Selbstgerechtigkeit, meint, auch

er komme vorwärts und bleibt doch immer auf dem gleichen Esel sitzen. Diese Erinnerungen sind schließlich nicht für jene Dummköpfe, Pharisäer oder Seelentöter geschrieben, sondern für andre Leute. Für jene nämlich, die wissen, daß jeder von uns einen Pack Dreck mit sich zu schleppen hat, bald einen größeren, bald einen kleineren, als schwer abzuladendes Erbstück, von Vätern und Urvätern, Müttern und Urmüttern überkommen. Diese Wissenden denken bei Bekenntnissen weniger an die Bekenntenden, als an sich selbst, schauen ins eigne Herz hinein und sind heilsfroh, wieder einen Beggenossen mehr zu finden, der auch zu den Mühseligen und Beladenen gehört, die allein wissen, was Erquickung ist.

Wenn ich nun sage, daß es wohl schwer sei, ein religiöses Bekenntnis zu finden, das unbequemer wäre als das katholische, so wird mir mancher bemerken: auf eine solche Religion pfeife er; denn Religion sei ja dazu da, einen zu erquickern und einem durch den Dreck zu helfen, den man mit sich schleppe. Und unter diesem Gesichtswinkel müsse doch der Katholizismus etwas äußerst Unangenehmes sein mit seinen Hilfseinrichtungen, wie z. B. der Beichte, die den himmlischen Postwagen, in dem man fahre, ja stets wieder aufmontiere, wenn er gebrechlich geworden sei.

Man kann ja so einen Begriff von Religion haben; aber ich meine, es dürfte nicht gerade der erhabenste, wenn vielleicht auch der verbreitetste sein. Diese Art der Auffassung des Katholizismus ist es denn auch, welche ihn am meisten compromittiert und den Anschein erweckt, als gehe man mit dem Herrgott so eine Art Gesellschaft mit beschränkter Haftung ein, wo man zwar das Geschäft führe, aber der liebe Gott als stiller Teilhaber immer wieder Kapital hineinwerfe, wenn das Ergebnis für die Firma, nämlich für den sogenannten Gläubigen, nicht günstig sei. Ich indessen hatte immer die

Meinung, daß die Religion zu einer Einheit führen müsse, in der es keinen Widerspruch zwischen Gott und Mensch, Theorie und Praxis, Idee und Wirklichkeit gebe.

In dieser Auffassung nun, welche ich nicht preisgeben kann, und die ich immer hatte, ist der Katholizismus etwas heillos Unbequemes. Wenn du nämlich seine Anforderungen richtig auffassest, so setzt er dich jeden Tag wer weiß wie vielmal vor dich selber und sagt zu dir: Mein Lieber, sieh dir einmal diesen Kerl genauer an. So sieht er aus. Und nun ist da Nummer zwei des Exemplars, das du bist, auch vor dir, wie es nämlich nach den Geboten Gottes sein sollte. Du bist doch eigentlich eine ganz blöde Nummer, merkst du es? Es ist Zeit, daß du wieder ausräumst und von vorne anfängst. Jetzt ist dann der und der Tag im Kirchenjahr. Und du siehst so schäbig aus. Psui Teufel!

Diese ewigen Mahnungen sind nichts Bequemes. Der Mensch sähe sich eben gerne vollkommen. Und dazu kommt nun noch, daß in der seelsorgerischen Behandlung der Menschen allerhand verkehrt gemacht wird. Man muß das deutlich herausagen. Da stellte man einem die großen Vorbilder der Christenheit vor in den Heiligen. Aber wie? Du liebe Zeit! In meiner Jugendzeit war es wenigstens so — ob es heute noch so ist, weiß ich nicht —, daß alle diese Heiligen, heißen sie wie sie wollen, mit wenigen Ausnahmen eigentlich Ausbünde der Vollkommenheit gewesen seien. Man zeigte sie uns alle als ungeheure Entsager, als Willensathleten. Und wenn etwa einer oder eine ein etwas bedenkliches Vorleben hatte, so war es doch so, daß von einem gewissen Punkte ab blitzschnell alles ganz anders war. Ueberhaupt sprach man von diesen Heiligen dann nur so im Vorübergehen und ja nicht etwa vom Vorleben und von einer Zeit des Ueberganges. Man zeigte überhaupt keinen Heiligen als Menschen, von

dem man hätte in menschlicher Weise den Aufstieg lernen können. Wenn der heilige Josef nicht gerade mit der Säge arbeitete, so stand er gewissermaßen den ganzen Tag mit einer Bille in der Hand da und betrachtete frei nach Deschwanden verzückt das Jesuskind. Und der hl. Aloisius, der den Jünglingen als Vorbild dargestellt wurde, war eine so langweilige und sirupübergossene Figur, daß man sich schließlich schon noch vorstellen konnte, daß er nicht einmal wagte, seine Mutter anzusehen. Und die Seelenführung war vielfach nur ein Auffuchen von Sünden und Sündlein, die man auch noch vielleicht begangen haben könnte, und man schaute sich nicht den Menschen in seiner Gesamthaltung an. Mit einem Worte: zu meiner Zeit wenigstens fehlte es an einer Ueberleitung vom Menschlichen zum Göttlichen, so daß man einfach das Sprungbrett nicht fand, um auf das Ufer der Seligen hinüber zu kommen und mit dem lieben Gott dauernd in Bescheidenheit auf dem friedlichen Fuße zu stehen.

Ich nehme an, es sei heute in der Betreuung und religiösen Führung der Jugend alles anders geworden, und die Forschungen der Psychologie seien an der Ausbildung der künftigen Seelsorger nicht spurlos vorbeigegangen, und es wisse nun jeder Theologe, daß man das Leben nicht aus Bücher-moral und Apologetik zusammensetzen kann, sondern daß man sozusagen auch noch den Menschen, wie ihn Gott in die Welt setzen ließ, kennen müsse als ganz einfaches und doch so ungeheuerlich bewegtes animal rationale.

Ich litt in meiner Jugend unfählich unter den Zwiespälten des „So-seins“ und „So-sein-sollens“ und merkte nicht, wie gerade aus dieser fortwährenden Spannung erst Leben wird, innere Bewegtheit, ständiger Ansporn, große, schöne, vorwärtsdrängende Unruhe, die kein Ende hat und doch eine Einheit des Lebens darstellt und keinen Zwiespalt Gott ge-

genüber, wie man durch das Nichtssein versuchen muß, etwas zu werden, und wenn man etwas geworden ist, erst wieder merkt, daß man ein Nichts ist.

Jugend meiner Gattung, ungeduldige, heißblütige, stürmende, und um die bloße Existenz ringende Jugend aber versteht so etwas schwer. Und doch, wenn jemand es ihr beibringen könnte, was wäre aus ihr zu machen!...

Ich kannte einen solchen Jemand nicht. Es war wohl Führung, und alles ist gut so. Mich drängte es nach einem bequemen Monismus, nach einer bequemen Einheit; diese unbequeme Zweiheit mit Anläufen, bei denen man immer wieder auf die Nase fiel in hundert Dingen, „konnte ich nicht brauchen“.

Aber es ist nicht leicht, aus dem Katholizismus herauszukommen, wenn man drin ist. Er ist ein unheimlich logisches Gebilde und eine furchtbar große Einheit. Wer nicht den Weg zu einer Bescheidung findet, wer nicht den Mut aufbringt, sich mit sich selber abzufinden und das Bedürfnis hat, als ein kleines Göttlein sich selber zufrieden anstaunen zu können, der kommt in ihm nicht auf seine Rechnung.

Diese Unbequemlichkeit führt die meisten vom Katholizismus weg. Das Wegkommen wird ihnen dann erleichtert durch Verständnislosigkeit, durch Schematismus in der Seelsorge, durch Oberflächlichkeit und doch wieder Formelhaftigkeit im Beichtstuhl, durch Mangel an menschlicher Haltung. Auch dadurch, daß man nicht selten so tut, als ob nur Katholiken anständige Leute wären, während man doch in der Praxis häufig sieht, daß Nichtkatholiken und völlig Ungläubige die anständigeren, ehrlicheren und bereitwilligeren Menschen sind, als gewisse Leute, die man als Renommierlampen auf den Scheffel stellt, damit sie ja recht weit leuchten, während sie mehr verdunkeln.

Ich war dieser Spannung nicht gewachsen. Die Unzufriedenheit mit ihr drängte mich ins Kritische dem katholischen Glaubensgehalt gegenüber. Aus einem übertriebenen Idealismus, der vielleicht im Internat seinen Anfang genommen hatte, kam der Abfall. Zu den Unzulänglichkeiten sozialer Art in der katholischen Praxis, soweit sie mir entgegentraten und Schwierigkeiten machten, kamen nun diese inneren Schwierigkeiten, die mir, zur Beschönigung meiner mangelhaften Persönlichkeit, als intellektuelle, als Verstandes-Schwierigkeiten vorkamen. Man hatte unterlassen, am Gymnasium die Grenzgebiete zwischen Naturwissenschaften und Weltanschauung zu behandeln. Man hatte auf der Universität — abgesehen von Andeutungen in den philosophischen Vorlesungen — keine weltanschauliche Auseinandersetzung haben können. Es war eben ein Lernbetrieb universitärer Art wie überall. Ich hatte es also leicht, mich mehr und mehr rationalistischer Betrachtung zu überlassen, und es waren im Grunde genommen die Widerstände, die ich durchzukosten hatte, mehr solche des Gefühles, auch der Ästhetik, und solche Widerstände sind keine dauerhaften. Es braucht nur eine leichte Ueberspannung des Stromes, um sie durchzubrennen — und man ist von jeder übernatürlichen Erwägung, von Gott, Kirche und so fort getrennt. Sozusagen erhaben. Und wenn man erhaben ist, wenn man „es“ „abgestreift“ hat, so kann man sich dann schon ein Ideal von sich selbst ausmalen, dem man durchaus entspricht, so daß man in einem abgeschlossenen und vollständig sich genügenden Monismus drin steht. Man ist sich selber ein kleines Herrgöttlein, um das alles kreist. Natürlich weiß man das nicht, sondern kommt sich sehr groß und edel vor und erträgt ruhig und tolerant, daß es auch Leute gibt, die anders sind. Man ist eben auch einmal „so“ gewesen. Man hat es nicht einmal nötig, jeden Vormittag zum Frühstück einen

Kaplan oder Jesuiten und jeden Abend einen Pastor oder Sektenprediger zu verspeisen. Laßt sie doch machen! Das sind absterbende Dinge. —

Ich war nun noch nicht ganz so weit, als mir der Zuschlaghammer eines Examendurchfalles auf den Schädel fiel. Es war noch ein kleines Fädelein der Verbindung da. Aber auch dieses riß bald. Und dann ging ich eben auf im Taumel des äußeren Betriebes, der Aktivität für „rein menschliche Ideale“. Und ich war sehr zufrieden und glücklich und ruhig.

Nur einen Augenblick, ein paar Jahre später, wurde ich auf einen Moment stuhig. Es war zu einer Zeit größter äußerer Tätigkeit. Da fragte mich einmal — es war 1909 — eine Dame: „Ach, nicht wahr, Sie haben sicher ein reiches Innenleben?“ Ich stutzte: Innenleben? Was war das? Hatte ich das? War Liebe, waren Gefühle, war Ergebenheit an die Arbeit und an die Pflicht Innenleben? Ich wußte es nicht und sagte trocken: „Ich glaube, nicht einmal ein besonderes!“

Und auch das war noch eine maßlose Uebertreibung.

Es fehlte die Spannung.

Doch war mir sehr wohl dabei. Und wer meint, das sei die Hauptsache im Leben, der wird natürlich annehmen, daß ich damals auf dem rechten Wege gewesen sei, den Stein der Weisen zu finden.

Rechtspraktikant

Es war somit in keiner Hinsicht gut mit mir bestellt, als ich mich nach meinem Examendurchfall vor der Aufgabe einer Neuorientierung befand. Dem inneren Wirrwarr entsprach die äußere Unsicherheit.

Weiterstudieren, etwa gar umsatteln konnte ich nicht. Die journalistische Karriere hatte mich in allerhand Zwiespälte ge-

bracht. Sie hatte mir wohl auch ein paar nette Beziehungen eingetragen, — aber sie waren alle aus einem andern Lager. Unter ihnen jene zum Lyriker Hardung, der die tägliche Aufgabe, das Feuilleton des Tagblatt der Stadt St. Gallen zu betreuen, seufzend trug. „Werden Sie doch Anwalt!“ sagte er mir eines Tages, „wirklich, werden Sie Rechtsanwalt. Dann sind Sie ein freier Mann!“

Ich überlegte es mir und kam zum Schlusse: Victor Hardung hat recht. Das ist der Weg für mich. Und damit kam der Gedanke an Johannes Huber. Dem konnte ich auch getrost meine Not vortragen. Der mußte doch ein Herz haben, weil er auf der Seite der Gießler in Rorschach stand und landauf, landab gehaßt war.

Und ich ging nach Rorschach.

An der Signalstraße wohnte er, bei Banner, der mit elektrisch präparierten Ragenfellen handelte, aber selber hinfend an einem Stöcke die antirheumatischen Felle zur Post trug. Huber empfing mich. Er hatte drei kleine Zimmer. In der Mitte ein Empfangszimmerchen. Vor dem einzigen Fenster ein Tisch und ein Stuhl und an den Wänden noch ein paar Stühle. Rechts davon ein kleines Schlafkabinett. Links das eigentliche Bureau, gut zur Hälfte ausgefüllt durch ein großes Rollpult, einen Drehstuhl und einen Bücherschrank. In einer Ecke knurrte ein Hündchen namens Cara. Wenn man sagte: Cara beiß, dann knurrte und bellte das Tierchen, als ob es gefährlich wäre und seine Glogaugen traten fast aus dem Kopfe.

Ich hatte mir eigentlich Johannes Huber anders vorgestellt, als er da vor mir saß. Als er sah, daß ich kein Klient war, kam er plötzlich wie in eine Abwehrstellung und war kalt. Prüfte hin und her mit schwarzen, stechenden Blicken, aber immer höflich. Und als ich ihn direkt anging, ob er mich

nicht gebrauchen könnte, so fragte er, warum ich denn gerade zu ihm käme, wo ich doch katholisch sei. Ich wisse jedenfalls, daß er überall verschrien sei. Ich hätte ohnehin von niemandem Hilfe zu erwarten, meinte ich, und es sei mir alles gleich.

Huber überlegte, schätzte ab. Juristische Kenntnisse hätte ich ja keine, außer vielleicht solchen, die für sein Bureau nicht in Betracht kämen. Für den ganzen Tag hätte er auch keine Arbeit. Dafür sei sein Bureau noch zu klein. Aber wenn ich einen halben Tag kommen wollte. Ich könnte zunächst die Bücher führen, Prozeßakten ordnen und Prozeßschriften schreiben und mich so allmählich einleben und dann schließlich mit der Zeit ihn dann und wann vertreten und am Ende, wenn es mir gefalle, das Staatsexamen machen. Unter diesen Umständen könne er mir sechzig Franken im Monat gewähren.

Zwei Franken im Tag, das heißt im halben Tag. Nebenbei mußt du dann eben noch etwas zu verdienen suchen. Etwas ist besser als nichts, überlegte ich und nahm an. Eintritt in kurzer Frist.

Johannes Huber hatte damit ein Faktotum. Ich war in der Nähe meiner Liebsten und dazu noch an den Gestaden des blauen Bodensees, der seit meiner Kindheit immer etwas traumhaft Schönes für mich gehabt hatte.

Ich ging in Rorschach auf die Zimmerfuche.

An der Feuerwehrstraße in Rorschach steht ein unförmig hohes Haus. Unten drin hatte der Bootbauer Füllemann seine Werkstatt, und im vierten Stock wohnte der Gießler Tschümperli mit seiner Frau und einer Tochter. Er arbeitete in Arbon bei Saurer. Die Frau und die Tochter glätteten nebenbei. Sie war eine couragierte Frau, eine Schaffhauferin, klein, lebhaft. Vater Tschümperli mußte gehorchen. Es war vielleicht auch gut so. Die Tochter war schon bestandenen Alters, freundlich, etwas vorsichtig zurückhaltend in allem, was sie sagte,